

Lernen unter dem Diktat der Note

Vortrag vom 11.01.2006, Universität Flensburg

0. Vorrede

Nach PISA geht ein Aufschrei durch die Republik, hat dieser Vergleich der Nationen doch ein Ergebnis hervorgebracht, mit dem keiner gerechnet hatte. Jahr für Jahr geht der gesamte Nachwuchs dieser Nation in die Schulen, die Orte des Lernens in dieser Gesellschaft. In den Schulen wird gelehrt und gelernt, so heißt es immer. Nur dafür geht ein Schüler doch in die Schule, die hierzulande die Institution ist, in der systematisch gelernt wird.

Und dann zeigt sich, dass Jahr für Jahr eben diese Schüler die Schule verlassen, ohne wenigstens die elementaren „Kulturtechniken“ vermittelt gekriegt zu haben. „Wie kann das sein?“ war die Frage, die gewälzt wurde. Die Behauptung, der dieser Vortrag nachgehen will, ist, dass dieses Resultat überhaupt keine Überraschung, sondern notwendige Folge der Art und Weise ist, wie Wissen hierzulande vermittelt wird.

1. Wissensvermittlung ist so organisiert, dass den Schülern ein *Lehrplan* gegenüber steht. Dieser Lehrplan hält das Wissen fest, dem sich die Schüler im Laufe eines Jahres widmen müssen. Diese Sorte Vorgabe von Wissen, das in einer bestimmten Zeit zu schaffen ist, erschöpft sich dabei nicht in dem – harmlosen – Verhältnis, dass man sich, wenn man einen Gegenstand begreifen will, Zeit dafür nehmen muss, weil das Begreifen einer Sache eben Zeit braucht – bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger. Dass eine gewisse Zeit gebraucht wird, bis man bspw. durchblickt hat, wie ein Motor funktioniert und was man tun muss, um ihn zu reparieren, ist dabei egal. In der Schule ist dieses Verhältnis jedoch anders. Das dem Lernen äußerliche Kriterium „Zeit“ ist zu einem Teil der Anforderung geworden, denn der zu lernende Wissensinhalt, der Lehrstoff, wird den Kindern als *Pensum* vorgesammelt, nur so viel Zeit, wie der Lehrplan vorgibt, haben sie, um ihn zu behandeln. Somit stellt sich der Lehrplan vollkommen gleichgültig dazu, wie viel Zeit der einzelne braucht, um einen Stoff zu begreifen.

Resultat dessen, dass sich alle in einer vorgegebenen Zeit ein Wissen draufschaffen müssen, sind Unterschiede im Grade des Wissenserwerbs. Alle Schüler sind denselben

Bedingungen des Lernens unterworfen – gleichgültig dagegen, dass sie alle unterschiedlich sind. So wie jeder Mensch unterschiedlich schnell lernt – der eine hat's nicht so mit den Zahlen, der andere weniger mit den Buchstaben – haben die Kinder in der Schule alle zudem unterschiedliche soziale Voraussetzungen, wenn sie lernen. Da hat der eine Eltern, denen es nicht nur wichtig ist, dass ihr Steppke gute Noten schreibt, sondern die sich auch den Nachhilfelehrer leisten können, die ihrem Zwerg schon vor der ersten Klasse das Lesen beibringen, während andere Kinder einfach keine Förderung bekommen – sei es aus Ignoranz oder Unfähigkeit, die Mittel dafür aufzuwenden, haben diese Kinder ungünstigere Lernbedingungen als andere. Doch diese so unterschiedlichen Kinder sind alle darunter gebeugt, dass sie sich eben in derselben Zeit dasselbe Wissen aneignen müssen – also gibt es unterschiedliche Grade des Erfolgs bei dieser Anforderung. Die Zeitvorgabe des Lehrplans orientiert sich nämlich nicht am Langsamsten der Klasse, sondern verhält sich rücksichtslos gegen *jedes* individuelle Lerntempo – so dass es eine reine Glücksfrage ist, ob das vorgegebene Lerntempo dem eigenen entspricht.

Ginge es in der Schule, wie immer behauptet wird, darum, dass die Kinder was lernen sollen, mit einem Haufen von Wissen über die Welt aus ihr heraus kommen sollen, dann ist diese Vorgehensweise komplett absurd. Aus diesem Zweck folgt nämlich, dass die Kinder nicht gleich, sondern ungleich behandelt werden, dass jeder sich für das Begreifen der Sache so viel Zeit nehmen kann, wie er eben braucht. Ganz offensichtlich kann das der Zweck also nicht sein, im Gegenteil: die Wissensunterschiede *sollen* ein Resultat des Unterrichts sein.

In Klassenarbeiten wird das bis dato vermittelte Wissen abgefragt. Sie sind jedoch, entgegen den verbreiteten Urteilen über sie, keine *Lernerfolgskontrollen*. Dieser Ausdruck unterstellt, dass es eine Frage wäre, *ob* alle Schüler den Stoff, der durchgenommen wurde, auch begriffen haben. Im Gegenteil hat ein Lehrer von vorneherein die Gewissheit, dass nicht alle alles begriffen haben können – eben weil alle Ungleichen unter die gleichen Bedingungen gestellt werden.

Wäre die Klassenarbeit ernsthaft dazu da, zu schauen, ob es Wissenslücken gibt, dann wäre es vollkommen absurd, dann nach der Arbeit mit dem restlichen Stoff, den der Lehrplan vorgibt, weiterzumachen. Dann wäre der Auftrag eben der, dass sich der Unwissenheit angenommen wird und die Gegenstände der Klassenarbeit weiter besprochen werden. Das Zeitdiktat, denen die Kinder beim Lernen unterworfen sind,

bringt jedoch mit sich, dass beim Fortgang im Unterricht – eben vom Lehrplan vorgegeben – das Unverständnis der Sache stehen bleibt, die Ungleichheit sich erst recht festschreibt. Schließlich wird im Stoff weitergemacht, der Lehrplan sieht explizit *nicht* vor, dass alles das, was bis zur Klassenarbeit nicht verstanden wurde, in Ruhe von jedem einzelnen bearbeitet wird, bis er es begriffen hat. Wenn in Mathe nach der ersten Arbeit, deren Gegenstand die Kurvendiskussionen waren, dieses Thema vertieft wird, dann wird das Kind, das zum Zeitpunkt der ersten Arbeit dieses Thema nicht verstanden hat, es weiterhin nicht verstehen – es sei denn, privat wird nachgeholfen –, womit sich dessen Unwissen festschreibt und weiterhin bestehen bleibt.

Der Sachverhalt, dass, wie gesagt, mit dem Lehrplan weitergemacht wird, verweist darauf, dass das Ziel einer Klassenarbeit eben ist, die als vorhanden unterstellten Wissenslücken aufzudecken, nicht weil sie beseitigt werden sollen, sondern um sie festzuhalten – in der Note.

2. Die Note ist die Form, in der die hergestellten Wissensunterschiede festgehalten werden. Dabei gibt es unterschiedliche Abstufungen von Noten: zum ersten die Note der Klassenarbeit, der als ihr Durchschnitt die Fachnote folgt, deren Durchschnitt wiederum die Zeugnisnote ergibt.

- 2.1. Um eine Note für eine *Klassenarbeit* zu ermitteln, müssen, nachdem die Arbeit geschrieben ist, erstmal alle Fehler gezählt werden. In diesem ersten Schritt muss von den Unterschieden in den Fehlern – der eine schreibt ständig die Wörter falsch, der andere weiß nicht, dass eine Inhaltsangabe im Präsens geschrieben werden muss, der dritte schließlich hat die Kurzgeschichte gar nicht verstanden – abstrahiert werden. Egal, was der einzelne falsch gemacht hat, wenn Fehler gezählt werden, gilt alles als dasselbe, nämlich als falsch. An den Fehlern wird nur festgehalten, dass sie gemacht wurden, womit sich ihrem Inhalt gegenüber gleichgültig verhalten wird.

Das ist von der Überlegung her, dass die Kinder etwas lernen sollen, komplett absurd. Werden Fehler gezählt und hergenommen, um über den Lernerfolg etwas zu sagen, sind diese Zahlen denkbar ungeeignet. Man weiß schließlich nichts über das Wissen, wenn man jemanden sagen hört, er habe in Deutsch 17 Fehler gemacht. Man weiß nur, dass dieser jemand nicht alles richtig gemacht hat. Man weiß nicht, was eigentlich die Lücken im Wissen sind – ob es gravierende

Verständnisprobleme sind oder eine Häufung von Flüchtigkeitsfehlern, man weiß noch nicht einmal, an welchem Gegenstand des Deutschunterrichts sich dieser jemand bewähren musste usw.

Für die Notengebung dagegen ist diese Vorgehensweise total rationell, weil das Ziel gerade ist, dass die *Unterschiede* im Grad des Wissenserwerbs, die durch den Unterricht vorher produziert wurden, festgehalten werden sollen. Mit den unterschiedlich großen Fehlerquanta sind die Schüler erst vergleichbar gemacht. Wenn die Fehler gezählt sind, werden die Fehlermengen der einzelnen Schüler miteinander in ein Verhältnis gesetzt, sie werden hierarchisiert und daraus ergibt sich dann die Note.

Die Notenverteilung in einer Klasse folgt dabei dem Ideal der Gauß'schen Glockenkurve (dicke Mitte mit den Dreiern, oben und unten bei den Einsen und den Sechsen wenige) schon in der Konzeption einer Klassenarbeit. Klassenarbeiten werden aus Prinzip so konstruiert, dass nicht alle Schüler alle Aufgaben hundertprozentig richtig bearbeiten können. Nicht alle sollen scheitern, aber ebenso wenig sollen alle alles richtig haben. Es soll eben – z. B. im Bremer Schulgesetz explizit festgehalten – ein differenziertes Leistungsbild abgeliefert werden.

Das Prinzip, nach dem die Schüler ihre Noten kriegen, ist, dass ihre Einzelleistung im Vergleich zu der Gesamtleistung eine Note ergibt. Dass ein Schüler 17 Fehler hat, sagt nicht nur nichts darüber, welche Fehler er gemacht hat, dieser Sachverhalt sagt auch nichts darüber, welche Note er bekommt. Wenn die anderen Schüler in seiner Klasse zwischen 0 und 16 Fehlern gemacht haben, ist er das Schlusslicht, und aus den 17 Fehlern werden eine Sechs. Haben andere Schüler in seiner Klasse 17 bis 40 Fehler gemacht, gehört er zu den besseren und kriegt vielleicht eine Zwei.

So ist es eine Lüge, wenn behauptet wird, die Note hielte die Leistung *eines* Schülers fest. Die Note hält immer nur fest, wie die Leistung eines Schülers im Vergleich zur Leistung der anderen Schüler dasteht. Eben dieses fällt immer auf, wenn Schüler umziehen müssen. Ein Schüler, der in Bremen in Mathe eine Zwei hatte, hat auf dem Gymnasium in Bayern dann vielleicht nur noch eine Vier. Seine individuelle Leistung ist dieselbe geblieben – leichte Schwächen bei der Bruchrechnung evtl. – aber der Maßstab, die anderen Schüler, an dem er gemessen wird, ist auf einmal ein anderer. Sind die Schüler, an denen dieses arme

Bremer Kind in Bayern gemessen wird, alle besser als er, dann ändert sich eben seine Note.

Formell hält die Note die Leistung der einzelnen fest; das ist das, was durch die Note behauptet wird. Doch tatsächlich ist es eben so, dass das Messinstrument Note seine Bezugsgröße selber herstellt, selber Einfluss auf das Gemessene nimmt und eben die Leistung nur im Vergleich festhält. Im Übrigen wissen Schüler das auch, schließlich zieren sich die meisten, wenn es darum geht, abschreiben zu lassen. Verbessern alle Schüler einer Klasse ihre Leistung, dann heißt das nämlich, dass die ehemals Guten nicht mehr ganz so brillant dastehen.

Das Resultat an dieser Stelle ist, dass für das Festhalten der Leistung jedes Schülers im Vergleich zu der Leistung der anderen vom bestimmten Inhalt seiner Leistung ebenso abstrahiert werden muss wie von der Qualität seines Unwissens.

2.2. In der Fachnote, die am Ende eines Schuljahres gegeben wird, wird der Durchschnitt aus allen einzelnen Klassenarbeitsnoten gezogen. Die Abstraktion vom Inhalt dessen, worüber die Arbeiten geschrieben wurden, geht hier noch einen Schritt weiter. Schließlich wird so gerechnet, dass es heißt, eine Fünf in Algebra und eine Eins in Geometrie ergeben eine Drei in Mathe auf dem Zeugnis. Dass Algebra und Geometrie nur dadurch in einem Zusammenhang stehen, dass sie in einem Fach zusammengefasst werden, ist vollkommen egal. Beurteilt wird hier nach dem Prinzip, dass einmal Unwissen plus einmal Wissen ein durchschnittliches Wissen ergibt.

Auch bei Wissen, bei dem die zweite Arbeit einen Fortgang im Gegenstand behandelt, zeigt sich diese Absurdität. So kann es durchaus sein, dass in Mathe zwei Arbeiten über Bruchrechnung geschrieben wurden. Ein Schüler, der in der ersten Arbeit eine Fünf schreibt, sich dann Mühe gibt, die Bruchrechnung versteht und in der zweiten eine Eins schreibt, kriegt dennoch eine Drei in Mathe – obwohl er doch jetzt alles begriffen hat. Der Misserfolg, den er hatte, als er sich zum ersten Mal den Anforderungen bezüglich der Bruchrechnung stellen musste, bleibt als Note im „Gedächtnis“; sein Misserfolg war festgehalten und wird in der Fachnote verewigt, nur relativiert durch den darauf folgenden Erfolg.

Das Resultat der Fachnote ist, dass vom bestimmten Inhalt des Faches, in dem der Schüler eine Leistung erbringen musste, abstrahiert wird.

- 2.3. Im letzten Schritt der Notengebung erhält jeder Schüler eine Zeugnisnote, die sich aus dem Durchschnitt der Fachnoten ergibt. Die Abstraktion von den Inhalten, denen sich der Schüler im Laufe des Jahres stellen musste, geht hier noch einen Schritt weiter. Mit der Zeugnisnote wird beurteilt, wie gut der Schüler sich *insgesamt* den Anforderungen stellen konnte. Daran wird unterschieden in „gute“ Schüler, denen die Unterwerfung unter die Ansprüche des Lehrplans gut gelungen ist, und „schlechte“ Schüler, die sich damit eher schwer getan haben.

Die Zeugnisnote, heute wieder ergänzt um die Kopfnoten (Fleiß, Beteiligung, Ordnung), beurteilt sowohl den Willen dazu als auch den Erfolg darin, sich fremden Anforderungen zu stellen. Das gilt dann als Qualitätsausweis des Schülers. Wie das geht, zeigt auch der Übergang von der Grundschule auf die weiterführenden Schulen: am Ende der vierten Klasse wird anhand des Gesamtbildes, das das Zeugnis gibt, darauf geschlossen, ob der Schüler einer ist, der sich in einem bestimmten Maße Anforderungen stellen kann. Schließlich ist auf dieser Stufe der Abstraktion von den bestimmten Inhalten der einzelnen Fächer abgesehen worden – damit sind dieser Wille und diese Fähigkeit das einzige, das benotet werden kann.

Und an dieser Einschätzung hängt dann, ob er aufs Gymnasium, die Real- oder die Hauptschule kommt.

Stehen am Ende einer Klasse eine bestimmte Anzahl von Fünfen im Zeugnis, dann bedeutet das, dass die Klasse wiederholt werden muss. Bei diesem Sachverhalt ist es bei weitem nicht so, dass sich darauf bezogen wird, dass ein Kind ein bestimmtes Wissen nicht hat und nun Zeit bekommt, diese Lücken zu schließen. Es ist doch so, dass ein Kind dann nicht allein in den Fächern, in denen es die Lücken hat, noch mal geprüft wird, es muss sich in allen Fächern neu bewähren. Dieses Kind muss auf ein Neues zeigen, dass es bereit ist, sich an den Anforderungen, die die Schule an es stellt, zu bewähren.

Gelingt dies auch beim zweiten Versuch nicht, lassen sich die Lücken durch die stumpfe Wiederholung nicht aus der Welt räumen, folgt der Ausschluss von weiterem Wissenserwerb. Vom Standpunkt einer Wissensvermittlung ist auch das komplett absurd: diejenigen, die es am nötigsten haben, weil sie am langsamsten

lernen, werden davon abgehalten, Zeit zum Lernen zu haben; ausgerechnet diese werden auf die Schulen geschickt, wo am frühesten damit Schluss ist, dass gelernt wird.

3. Am Zeugnis, am Durchschnitt der Noten, die im Zeugnis stehen, hängt, für welche Abteilung der Gesellschaft ein Schüler vorgesehen ist: entweder für die kleine Gruppe der gut ausgebildeten gut bezahlten Elite, oder aber man gehört zur Masse derer, die schlecht ausgebildet schlecht bezahlte Jobs machen müssen – die Schüler werden auf die bestehende Hierarchie der Berufe in allen ihren Abstufungen verteilt.

Bei der Verteilung der Leute auf Berufe wird genauestens geschaut, wie viel Ausbildung für die Ausübung einer Tätigkeit nötig ist. Wenn einer ohnehin nur bei Mercedes am Band stehen wird, dann braucht er nicht mehr zu können als ein bisschen Lesen, Schreiben, Kopfrechnen und das dazugehörige geistige Rüstzeug: Pünktlichkeit, Sauberkeit, Ordnung – eben die Abteilung Kopfnote. Die Leute werden eben entsprechend ihrer späteren Tätigkeit ausgebildet – und ein Bandarbeiter braucht keine große Leuchte in der Lyrikanalyse sein.

Das Abschlusszeugnis erweist sich hier als Eintrittskarte in die Welt der Berufe. Ohne Abiturzeugnis bzw. einem bestimmten Schnitt im Abi stehen einem Schüler eine bestimmte Sorte Berufe von vorneherein nicht zur Auswahl. Mit dem Abi steht fest, dass eine bestimmte Sorte Berufe in Frage kommt – was jedoch nicht zu verwechseln ist mit einer Garantie darauf, diese Berufe ausüben zu können. Mit dem Zeugnis hat man den Freifahrtschein, sich um bestimmte Arbeitsplätze zu bemühen bzw. von vorneherein nicht. Ob und in welchem Maße diese Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, hängt ganz und gar daran, welchen Bedarf an welchen Arbeitskräften es in der Gesellschaft gerade gibt, also an den Kalkulationen der Unternehmer.

4. Diese Tatsache, dass die Schüler entsprechend ihrer Schulleistung auf die Berufe verteilt werden, wird nur zu gerne als Rechtfertigung der Verteilung bemüht. Es entsteht der Anschein, dass die Bildungshierarchie der Berufshierarchie vorausgesetzt ist, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung ganz und gar den schulischen Anstrengungen entspricht und sich aus den unterschiedlichen Resultaten erst ergibt. Das tatsächliche Verhältnis, dass der Bildungshierarchie die Hierarchie der Berufe

vorausgesetzt ist, wird auf den Kopf gestellt – und das Ergebnis damit gerechtfertigt. Wenn einer nämlich nur einen Hauptschulabschluss hat, so die Logik, dann ist er doch am besten aufgehoben auf den Posten, die nicht so sehr viel an Bildung verlangen. Dass er auf einem solchen Posten landet, scheint so das Resultat unterschiedlichen Lernvermögens zu sein.

5. Dagegen lässt sich grundsätzlich zweierlei sagen:

a) Zum einen ist das prinzipielle Verhältnis derer, die die Hauptschule oder das Gymnasium besuchen, vielleicht nicht en detail festgelegt, aber zumindest ungefähr antizipiert: Es gibt eine bestimmte Menge an Klassenräumen, Schulcomputern, Tischen und Bänken in den jeweiligen Schulen, die mal um ein zwei aufgestockt werden, im Großen und Ganzen jedoch gleich bleiben. Offensichtlich rechnet der Staat als Einrichter der Schulen damit, dass die Anzahl derer, die auf diese Schulen verteilt werden, sich nicht großartig ändert.

b) Wenn die Maßstäbe, nach denen ein Abitur vergeben wird, sich ändern, dann gibt die Wirtschaft, für die diese Schüler ja da sind, den Auftrag dazu. Die Wirtschaft bzw. ihre Lobbyisten sind diejenigen, die sich bei den zuständigen Politikern beschweren, dass der deutsche Nachwuchs zuwenig weiß für die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, oder zuviel, gemessen daran, dass die Wirtschaft gerade mehr Leute braucht, die nur Knöpfe drücken müssen.

Ausgerufene Bildungskatastrophen zeigen, dass es eben die Entscheidung der Politik ist, wie die Anforderungen für ein Abitur definiert werden: Gibt es nach maßgeblicher Meinung zu wenige Abiturienten, dann ist der Schluss daraus, dass die Anforderungen gesenkt werden müssen, dass man sich dieses Mehr an Abiturienten eben macht.

Es ist eben nicht so, dass aufgrund von vielen Abiturienten mehr Jobs für Akademiker geschaffen würden. Im Gegenteil, wenn es mehr Abiturienten gibt als Akademikerjobs, dann verschärft sich die Konkurrenz um die existierenden Akademikerjobs, und eine Reihe von denen muss sich dann „unter Wert“ verkaufen und Taxi fahren.

Im Gegenteil steht fest, dass sich die Hierarchie der Bildungsabschlüsse der der Berufe anpasst und nicht umgekehrt.